In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 105. Posen, den 26. Oktober 1927. Nr. 105.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

24. Fortsetzung.

An jedem Tage, den er bei ihr als Lehrer und Freund verbrachte, wollte er ihr zu Füßen sinken, ihr seine Liebe gestehen und sie um ihre Gegenliebe bitten. Er fühlte, daß sie kein Nein über ihre Lippen bringen würde, daß ihm ihr Herz jauchzend und jubelnd entgegenfliegen würde, und doch . . ., und doch . . . Jedesmal, wenn er den Mund zu seinem Geständnis öffnen und Therese zu Füßen sinken wollte, kam etwas dazwischen, trat die Schwester oder die Mama ein oder kam sein Freund Franz, der Bruder, und es war wieder einmal mit seinem Vorhaben vorbei.

Wochen vergingen wieder, Tage voll Qual und schlaflose Nächte, in welchen sich Beethoven ruhelos auf seinem Lager wälzte, und immer wieder vertröstete er sich auf den kommenden Tag. „Morgen! Morgen tu' ich's bestimmt!" war sein schwacher Trost nach solchen quälenden Stunden. Was galt ihm jeder neue Erfolg, sein wachsender Ruhm, die immer lebhaftere Anerkennung der Welt, solange sein Herz leer blieb, solange er sich einsam fühlte, trotz aller Freunde und Bekannten, trotz seiner Brüder, die ihm wenig Freude machten . . . Beethoven lechzte nach einem Sonnenstrahl in sein verdüstertes Dasein, nach einem bißchen Glück, dessen er, der vom Schicksal Enterbte, so sehr bedurfte . . .

An einem Dezembertage war es. Es wehte ein heftiger Schneesturm durch die engen Straßen, und Beethoven stapfte, den Hut tief ins Antlitz gedrückt, durch die Kärntnerstraße dahin, um seinen täglichen Besuch bei den Brunswicks zu machen. Als er eingetreten war, standen die Gräfin und die Komteß Josephine, in ihre Mäntel gehüllt, zum Ausgehen bereit da und nahmen eben von Therese Abschied.

„Was sagen Sie, Meister Ludwig?" rief die Gräfin Beethoven entgegen. „Therese will nicht mitkommen, weil sie die Klavierstunde nicht versäumen will."

Beethoven küßte der Gräfin die Hand. „Das zeigt nur, daß der gnädigen Komteß ihr Studium über alles geht," sagte er lebhaft.

„Wir müssen einen Familienbesuch machen, Franz kommt mit seiner Frau auch hin, und ich bedauere es sehr, daß Therese sich davon ausschließt."

Therese stand betroffen hinter der Mama und sah unentschlossen vor sich hin.

„Ich fühle mich auch nicht ganz wohl, Mama, um bei dem schlechten Wetter auszugehen," sagte sie leise. „Ist das nicht genügend Entschuldigung?"

„Wie du willst, Therese! Wir gehen also; auf Wiedersehen, Herr van Beethoven!"

Die Gräfin und Josephine verließen das Zimmer, und Beethoven war mit seiner angebeteten Therese allein. Wie ein Blitz durchzuckte es ihn; heute muß es geschehen! Heute wollte er ihr endlich seine Liebe erklären, komme, was da wolle . . .

Therese schien zu fühlen, was Beethoven dachte, denn sie war mit einemmal seltsam bewegt und befangen. Sie rückte die beiden Stühle vor dem Klaviere zurecht, ließ sich auf einem derselben langsam nieder und lud Beethoven mit einer Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich bitte, Meister!"

Ihre Stimme erzitterte leise und klang ganz seltsam bewegt.

Mit zögernden Schritten ging Beethoven zu ihr hin und setzte sich neben sie.

„Wo sind wir das letzte Mal stehen geblieben, Herr van Beethoven?" fragte sie leise.

Beethoven, dessen Gedanken im Augenblick ganz wo anders weilten, starrte sinnend vor sich hin, als wenn er die Frage überhört hätte. Therese sah ihn ganz merkwürdig betroffen an, aber er blieb stumm.

Therese schlug ganz leise einen Ton auf dem Klavier an.

„Ach, so!" Beethoven fuhr wie aus tiefem Schlaf erweckt zusammen. „Wir sollen doch Stunde halten, Komteß!"

„Ich denke auch," sagte sie mit einem Lächeln, das aber rasch erstarb. „Sie waren so tief in Gedanken versunken, Meister! Bedrückt Sie etwas?"

„Gar vieles!" seufzte er auf. „Vergangenes und Zukünftiges . . ."

„Warum halten Sie sich nicht an die Gegenwart, Beethoven? Das Vergangene können wir nicht mehr ändern, und das Zukünftige hängt nicht von unserem Willen ab. Sie dachten gewiß an Giulietta?" Sie sah ihn mit einem fragenden Blicke an.

Beethoven fuhr, davon peinlich berührt, auf. „Nicht im entferntesten, Komteß! Sie ist für mich tot, seit sie Gräfin Gallenberg ist, und ich weiß von ihr nicht das geringste."

„Um so mehr bekümmert sie sich um Ihr Schicksal, und gar oft fragt sie nach Ihnen und Ihren Erfolgen. Sie scheint in ihrer Ehe nicht eben sehr glücklich geworden zu sein und hat für ihren Gatten nicht allzuviel übrig."

„Warum erzählen Sie mir das, Komteß Therese?" sagte Beethoven ein wenig bewegt. „Und gerade heute, wo ich . . ." Er stockte.

Therese sah erwartungsvoll auf Beethoven hin.

„Habe ich etwa eine wunde Stelle in Ihrem Herzen berührt, Meister, dann bitte ich um Verzeihung."

„Es gibt keine solche, Komteß, es wäre denn, daß mein Herz nichts anderes ist als eine einzige große Wunde, die mir das Schicksal geschlagen hat. Aber was die Frau Gräfin Gallenberg betrifft, so kann ich Ihnen nur sagen, daß es mir sehr leid tut, daß sie in ihrer Ehe nicht jenes Glück gefunden hat, das sie sich wohl erhofft hatte und das ich ihr vom Herzen vergönnt hätte, so sehr mich Giulietta auch enttäuscht und verraten hat. Doch das ist vorbei, Komteß, und das Leben geht einfach weiter, ohne sich um das Empfinden des einzelnen zu kümmern. Ueber meine Vergangenheit habe ich einen Mantel des Vergessens gebreitet, und all meine Sehnsucht ist in die Zukunft gerichtet, so wenig verheißungsvoll sie mir auch erscheinen mag."

Beethoven brach ab, und ein banges Schweigen lag über beiden.

„Sie sprachen früher die Worte, ‚gerade heute', Meister?" fragte Therese nach einer längeren Weile.

„Sagte ich das?" fuhr Beethoven auf. „Ja, ich erinnere mich schon; ich wollte eben heute etwas zur Sprache bringen, was mir schon seit Monaten das Herz bedrückt, aber es geht heute nicht, wahrhaftig nicht!" Er schüttelte wie zur Bekräftigung dieser Worte sein Haupt und sah mit einem langen, eindringlichen Blick auf Therese hin.

Diese biß die Lippen zusammen und schien unangenehm berührt.

„Bin ich etwa schuld, daß Sie so verschlossen gegen mich sind?"

„Ja und nein, Komteß! Doch lassen wir das, beginnen wir lieber mit dem Studium!"

„Schade! Gerade heute, wo der Zufall uns eine ruhige Stunde geboten hat, wäre Gelegenheit, sich einmal gründlich auszusprechen, Meister!"

Beethoven sah sie lange an und schien zu überlegen. Dann öffnete er die Lippen und schien zu lebhafter Rede entschlossen, aber im selben Augenblick schien er sich eines anderen besonnen zu haben.

„Sie wissen, Komteß, daß ich Stimmungen unterworfen bin, manchmal mit, ein andermal ohne jeden Grund; heute ist wieder so ein Tag, und in mir ist alles tot, was vor einer Stunde noch springlebendig war. Verzeihen Sie mir, Komteß, und nehmen Sie mich heute wie irgendeinen simplen Klavierlehrer, der gekommen ist, sein Pensum zu absolvieren!"

Gräfin Therese sah ihn mit einem lächelnden Seitenblicke an.

„Also, beginnen Sie Ihre Lektion, Meister!"

Und Beethoven schlug das Heft auf, das oben auf der Decke des Klaviers lag; es war die „Mondschein-Sonate", die seiner verlorenen Geliebten Giulietta gewidmet gewesen . . . Er sprang auf und lief wie von Furien gejagt davon.

Mit Tränen im Auge sah ihm Therese nach.

„Armer Beethoven!" sagte sie leise und wischte das Naß von der Wange.

X.

Das Hohelied der Liebe — Fidelio.

„Herr van Beethoven, Sie sollten einmal versuchen, eine Oper zu schreiben!"

Gräfin Therese Brunswick war es, die während der Pause einer Klavierstunde ganz unvermittelt diese Worte an den Meister richtete.

Beethoven sah überrascht zu der Sprecherin auf.

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken, Komteß?"

„Das liegt doch so nahe, Meister! Bei Ihrer Begabung müßte es Ihnen doch gelingen, etwas ganz Hervorragendes zu schaffen und die Bühne ist doch der einfachste Weg, um die Massen des Publikums für sich zu gewinnen."

„Sie haben ganz recht, Komteß! Auch mir ist der Gedanke schon wiederholt vorgeschwebt, aber dazu braucht es mehr, als nur den Willen zum Komponieren; die Hauptsache ist ein gutes Buch, dessen Handlung und Personen zu der Arbeit anregen."

„Wir haben doch Dichter genug in Wien und ich denke, jeder von ihnen wird sich eine Ehre daraus machen, für Sie ein Buch zu verfassen."

„Komteß mögen damit recht haben, aber ich zweifle daran, daß die Herren meinen Geschmack treffen werden. Was ich möchte, wenn ich dem Gedanken näher trete, das wäre ein ernstes, ergreifendes, tragisches Werk, das meiner Eigenart entspricht und in dem ich mich künstlerisch ausleben könnte."

„Sie verlangen etwas viel, Meister!" sagte Therese lächelnd.

„Anders ginge es wohl nicht, Komteß, und darum habe ich mich bis jetzt auch gar nicht bemüht, ein Buch zu erlangen!"

„Wie wäre es, wenn ich mich bemühte, Ihnen ein solches zu verschaffen?"

„Wie sollte denn das möglich sein, Komteß?" erwiderte Beethoven zweifelnd.

„Das lassen Sie meine Sache sein, Beethoven! Ich habe da kürzlich ein französisches Drama gelesen, das für Sie wie geschaffen scheint — ich kenne Sie ja doch genau, lieber Beethoven — sehr packend, sehr tief und das Stück schreit förmlich nach Musik."

Beethoven schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Was fange ich mit einem französischen Drama an; ich brauche ein deutsches Buch mit komponierbaren Versen."

„Das weiß ich und darum habe ich schon einen begabten Dichter im Auge, der für Sie das Buch zurecht macht."

„Versteht der Mann etwas vom Theater?" unterbrach sie Beethoven.

„Man sollte meinen! Er ist Sekretär des Hofburgtheaters."

„Der Sonnleithner?" rief Beethoven. „Den kenne ich!"

„Ja, der Herr Regierungsrat Josef Ferdinand Sonnleithner! Ich habe mit ihm bereits über die Sache gesprochen, und er hat sich gerne bereit erklärt, aus dem Drama von Bouilly ein handfestes Opernbuch für Sie zu machen. Was meinen Sie dazu, mein lieber Meister?"

Beethoven antwortete zunächst gar nichts, aber man sah ihm an, daß dieser Vorschlag der Komteß ihm tiefen Eindruck gemacht hatte und ihn sichtlich beschäftigte.

„Na ja," sagte er nach einer geraumen Weile, „darüber ließe sich ja reden; ob aber der Herr Regierungsrat mir auch das Buch überlassen wird?"

„Er wird sich eine Ehre daraus machen, Meister!"

„Wissen Sie das so bestimmt, Komteß?"

„Ich habe mit ihm schon darüber gesprochen, Meister, und wenn Sie einverstanden sind, wird er Ihnen das Buch gern überbringen, damit Sie es kennen lernen und prüfen, ob es Ihnen zusagt, woran ich kaum zweifle."

Beethoven sah mit einem dankbaren Blick auf Therese hin.

„Sie nehmen sich in einer Weise meiner an, Komteß, daß ich daraus schließen muß, daß Sie mir weitaus mehr sein wollen, als meine Schülerin und Freundin."

„Ich will der Welt Gelegenheit geben," unterbrach ihn Therese, „von Ihnen ein neues großes Werk zu erhalten, und wenn dies gelingen sollte, so ist mir das Genugtuung und Freude; weiter geht meine Rolle in der Angelegenheit nicht."

Sie sagte das mit kühler Gelassenheit, aber ihre Augen, die voll Liebe auf Beethoven ruhten, straften sie Lüge. Ihm stieg es heiß zum Kopf empor; er sollte ein neues Werk, ein Bühnenwerk, schaffen, und seine geliebte Therese war es, die den Anstoß hierzu gegeben.

„Komteß," rief er voll Begeisterung, „wie sehr danke ich Ihnen für Ihre Bemühung, und ich bin gewiß, daß es mir gelingen wird, etwas Großes, Gutes zu schaffen, weil Sie es sind, die mich dazu beseelt."

„Aber, Beethoven! So weit sind wir noch gar nicht. Erst müssen Sie das Buch lesen und sehen, ob es Ihnen zusagt und dann . . ."

„Oh, ich fühle es, es wird mir zusagen; denn wer außer Ihnen könnte in meinem Herzen, in meiner Seele lesen, was dort drinnen lebt und nach Ausdruck ringt! Ich freue mich schon auf das Buch — wann kann ich es haben?"

Gräfin Therese sah den etwas Exaltierten lächelnd an.

„Sehr bald, lieber Freund! Ich schreibe noch heute dem Regierungsrat ein Billett und werde ihn auffordern, Sie zu besuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Hiltbrunner:

Der Einen.

Die du das Licht mir,
Strahlende, spendest,
Die du das Leid mir,
Trösterin, wendest:
Blutes Umkreisung
Ist, was ich singe:
Dank und Lobpreisung
Füg' ich zum Ringe.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Orell Fueßli, Zürich, dem Buche „Erlösung vom Gesetz" von Hermann Hiltbrunner entnommen.)

Südsee-„Romantik".

Von Martin Johnson.

Martin Johnson und seine tapfere kleine Frau Osa sind durch ihre kühnen Afrikaexpeditionen auch dem deutschen Leser nicht mehr unbekannt. Soeben erscheint nun bei Brockhaus in Leipzig als Band 40 der Sammlung „Reisen und Abenteuer" (Mk. 2.80) das erste Buch Johnsons in deutscher Sprache: „Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern. Abenteuer auf den Neuen Hebriden." Dieses Werk ist eines der fesselndsten Abenteuerberichte der letzten Jahrzehnte! Er wimmelt von Gefahren, gewagten Situationen und grotesken Momenten, wo oft nur irgendein Trick oder die Gewandtheit des Verfassers seiner Frau und seinen anderen Begleitern das Leben retten. Johnson hatte sich als Ziel gesetzt: einmal bei einem Festmahl zuzuschauen, bei dem „langes Schwein" — Menschenfleisch — auf dem Speisezettel stand, und er wollte den Wilden, den Steinzeitmenschen, ihre eigenen Gesichter im Film zeigen. Beides ist ihm geglückt! Eine der vielen interessanten Stellen aus dem Buch drucken wir mit Genehmigung des Verlages ab.

Bei unsern Entdeckungszügen auf der Insel kamen wir zu der Ueberzeugung, Vao wäre so recht geeignet, um den Leuten, die sich der romantischen Vorstellung von dem wundervollen Leben der Wilden hingeben, die Augen für die wahren Tatsachen zu öffnen, hatte die Insel doch selbst für uns, denen dieser Traum bereits so lange zerronnen war, in dieser Hinsicht noch Ueberraschungen. Eines Tages knipste ich einen blinden, schwachen Greis, der sich kaum auf den Beinen halten konnte. Es war einer der wenigen wirklich alten Wilden auf der Insel, und ich dachte mir, daß er einst ein mächtiger Häuptling gewesen sein müsse, daß er bisher der üblichen Strafe für das Altern — lebendig begraben zu werden — entgangen war. Indessen wurde mir am nächsten Tag, als ich ihn noch einmal aufsuchen wollte, der Bescheid, daß er „lang liege", und zur Bestätigung führte man mich nach einer kleinen Hütte über einem frischen Grab. Durch meine Aufnahme war der Mann seiner Vergessenheit entrissen worden. Die Häuptlinge hatten eine Beratung abgehalten und beschlossen, er sei überflüssig. Also wurde ein Grab geschaufelt, der Alte hineingelegt, ein glatter Stein ihm aufs Gesicht gelegt — damit er atmen konnte — und dann das Grab zugeschaufelt. Nun saß ein Zauberer daneben, um zur Hand zu sein, im Fall der alte Mann nach irgend etwas verlangte. Es lag auch gar keine bewußte Grausamkeit in dieser Handlungsweise, sondern nur eine unerbittliche Logik. Der Greis hatte die Zeit seiner Nützlichkeit überlebt. Er war weder sich selbst noch der Gemeinde zu irgend etwas gut. Also konnte er ebensogut in der Erde liegen.

Ein anderes Beispiel: Ein paar Tage später hörten wir, als wir auf eins der Dörfer zuschritten, in unregelmäßigen Zwischenräumen die langgezogenen Klagelaute eines gepeinigten Weibes. Beim Betreten der Lichtung entdeckten wir eine Gruppe Männer, die lachend und scherzend um irgend etwas herumstanden, das auf dem Boden lag. Dies Etwas war ein sich vor Schmerzen krümmendes, schreiendes junges Mädchen. Die Ursache ihrer Not war leicht zu entdecken: hinter dem Knie starrte uns im Ober- und Unterschenkel je ein großes Brandloch entgegen, ich hätte bequem in jedes meine beiden Hände legen können. Erri gab uns, stolz auf sein „Bêche-de-mer", nur zu gern eine wortreiche Erklärung. Die Unglückliche war die neueste Frau von Naubi, einem „reichen Mann mit vielen Kokosnüssen, vielen Schweinen und vielen Frauen", er war selbst unter den belustigten Zuschauern. Der Wilde hatte zwanzig Schweine für sie bezahlt, in der Tat ein sehr anständiger Preis für eine Frau auf den Neuen Hebriden. Aber er hatte einen schlechten Kauf gemacht, das Mädchen mochte ihn nicht. Viermal war sie ihm weggelaufen, viermal wieder eingefangen und zurückgebracht worden. Das letztemal hatte die Jagd nach ihr fast sechs Monate gedauert, denn sie hatte sich gut im Urwald des Innern verborgen. Am Tag nun vor unserm Besuch hatten die Männer des Dorfs sich zum Gericht versammelt. Ein Stein wurde bis zum Weißglühen erhitzt, dann hielten vier Männer das Mädchen fest, ein fünfter legte ihr den Stein in die Kniekehle, preßte das Bein zurück, bis die Ferse den Oberschenkel berührte, und band es dort fest. Eine Stunde lang sahen die Wilden die Qualen der Unglücklichen mit an, während der Stein sich ihr langsam ins Fleisch hineinbrannte. Dann banden sie sie los. In Zukunft wird sie an einem Stock humpeln müssen wie eine alte Frau. Sie wird keinem Manne wieder weglaufen.

Angewidert wendeten wir uns weg. Es kostete mich Ueberwindung, nicht handgreiflich zu werden an den Unmenschen, die lachend die Aermste umstanden. Nur das Bewußtsein, daß ein Schlag für mich soviel wie Selbstmord und Tod oder Schlimmeres für meine Frau bedeuten würde, hielt mich zurück. Indessen, als wir nach unserm Steinhaus zurückgingen, kühlte sich mein Zorn, und ich konnte die Sache jetzt auch von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten. Ich machte mir klar, daß es nicht gerecht war, diese Wilden, die doch noch in dem Zustand leben, den unsere Vorfahren vor Hunderttausenden von Jahren durchlebt haben, am Maßstab der modernen Zivilisation zu messen. Und ich erinnerte mich auch daran, wie viehisch selbst Männer meiner eigenen Rasse zuweilen sein können, wenn die Schranken der Zivilisation fallen.

Am nächsten Morgen saß ich mit meiner Frau nach unserm Bad im Meer an der Küste und sah dem Aufbruch der „Einholer" zu. Jeden Morgen fährt nämlich die gesamte weibliche Bevölkerung nach Malekula, um Holz, Früchte und Gemüse zu holen. Da die kleine Insel Vao die wachsende Zahl ihrer Bewohner — es waren damals etwa vierhundert — nicht mehr ernähren konnte, hatten die eingeborenen Frauen ihre Gärten nach der großen Insel verlegt. Wie gewöhnlich wurden auch an diesem Morgen die Frauen von einem Trupp Bewaffneter begleitet. Zwar sind die Buschvölker von Malekula den Vaoleuten freundlich gesinnt; indessen sind diesen ihre Frauen ein so kostbarer Besitz, daß sie lieber alle Vorsichtsmaßregeln treffen. Erst spät am Abend kehrten die Kanus zurück. Hatten die Frauen, viele mit Kindern auf den Rücken gebunden, den ganzen Tag hart gearbeitet, so hatten die Männer derweilen am Strand herumgelegen und gefaulenzt. Aber selbstverständlich ruderten die Frauen auch die Kanus heimwärts. Bei dem starken Seegang brauchten sie wohl drei Stunden, um den etwa 1000 Meter breiten Kanal zu überqueren. Während der ganzen Zeit rührten die Männer auch nicht einen Finger, um den Frauen zu helfen. Als sie die Kanus glücklich auf den Strand gezogen hatten, schulterten die Weiber ihre schweren Holz- und Gemüsebündel und trotteten erschöpft ihren Dörfern zu — hinterdrein zogen, mit nichts belastet außer ihren kostbaren Gewehren, die Männer. Unter den armen weiblichen Sklaven — sie waren in der Tat kaum mehr — bemerkten wir fünf, die an Stöcken humpelten. Die hatten versucht, ihren Männern wegzulaufen.

Ein paar Tage später fragten uns Erri, ob wir Lust hätten, an einem Eßgelage teilzunehmen, mit dem die Fertigstellung eines Devil-Devils feierlich begangen werden sollte. „Devil-Devil" nennt man die rohgeschnitzten, ausgehöhlten Baumstämme, die den einzigen sichtbaren Kultgegenstand der Wilden darstellen. Wir sahen zwar nicht ein, wieso dies Ereignis den Grund zu einem Festgelage abgeben sollte, da es schon Hunderte von Devil-Devils auf der Insel gab, andrerseits waren wir aber froh, so Gelegenheit gefunden zu haben, an einem der Gelage teilzunehmen, von denen uns Erri schon soviel erzählt hatte.

Gut essen war so ungefähr das einzige Vergnügen der Eingeborenen auf Vao. Eine Geburt oder ein Todesfall, die Vollendung eines Hauses oder eines Kanus, die Wahl eines Häuptlings — kurz, jedes nur einigermaßen aus dem Rahmen des Alltäglichen herausfallende Ereignis war ein willkommener Anlaß für einen Festschmaus mit viel Schweinefleisch; gewöhnlich „langes Schwein". Die Feier, der wir beiwohnten, war typisch für viele ähnliche. Zuerst wurde der neue Devil-Devil auf die Lichtung geschleppt und mit ein paar Zeremonien unter den übrigen aufgestellt. Dann brachten einige der Leute etwa hundert Schweine und banden sie an Pfähle; andere schichteten in der Mitte der Lichtung Hunderte von Yams auf; und wieder andere warfen mit den Füßen zusammengebundene Hühner auf einen kreischenden Haufen zusammen. Als die Vorbereitungen beendet waren, wurden die Yams unter die älteren Männer verteilt, dann band jeder von diesen ein Schwein von seinem Pfahl los und übergab es mit feierlicher Miene seinem Nachbar, wofür er in derselben Weise ein Schwein von ähnlicher Größe erhielt. Die Wilden brachen nun ihren Schweinen je ein Vorder- und ein Hinterbein und warfen die angstvoll quiekenden Tiere neben den Yams auf den Boden. Dann wurden die Hühner ausgetauscht und auch ihnen sofort die Beine und Flügel gebrochen. Das furchtbare Knacken der Knochen und das Gezeter der gefolterten Schweine und Hühner lag mir lange in den Ohren. Als der Austausch zu Ende war, trugen die Männer ihre Schweine nach der Mitte der Lichtung, schlugen sie mit einem Stock so lange auf den Kopf, bis sie fast tot waren, und warfen sie dann zu Boden, wo sie unter Quieken und krampfartigem Zucken ihr Leben aushauchten.

Die mißglückte Verlobung.

Eine lustige Szene von Anton Pawlowitsch Tschechow.

Ilja Sergejitsch Peplow und seine Frau, Kleopatra Peplowna, standen in der Tür und horchten.

In dem kleinen Zimmer hinter der Tür ging augenscheinlich eine Liebeserklärung vor sich; Schtschupkin, der Professor des Gymnasiums, gesteht soeben ihrer Tochter Nataschenka seine Liebe.

„Pedst," flüsterte Peplow zitternd, vor Ungeduld die Hände reibend. „Gibt acht, Petrowna, sobald sie von den Gefühlen zu sprechen beginnen, packe das Heiligenbild, und wir gehen sie segnen. Vor dem Heiligenbild ist das heilig und unantastbar. Er kann nicht mehr zurück, selbst wenn er zum Gericht läuft."

Hinter der Tür aber ging folgendes Gespräch vor sich:

„Seien Sie doch nicht so eigensinnig," sagte Schtschupkin, an seiner karierten Hose ein Streichholz anzündend. „Ich habe keinerlei Briefe geschrieben."

„Ja, ja, als würde ich Ihre Schrift nicht kennen," entgegnete das Mädchen, in ein Gelächter ausbrechend. Sie schrie manierlich auf und schaute dabei von Zeit zu Zeit in den Spiegel. „Mich

kann man nicht vertragen! Und wie komisch Sie sind. Sie sind Professor der Kalligraphie und haben eine Schrift, daß es eine Schande ist! Wie können Sie Kalligraphie unterrichten, wenn Sie selbst so häßlich schreiben?"

„Hm! Die häßliche Schrift hat gar nichts zu bedeuten. Beim Schönschreibunterricht ist nicht die Schrift das Wichtigste, sondern daß die Kinder aufpassen. Das eine bekommt mit dem Lineal einen Streich auf den Kopf, das andere aufs Knie. Die Schrift! Was ist die Schrift? Nekrassow war ein Schriftsteller, und seine Schrift war dennoch etwas Entsetzliches."

„Ja, das ist Nekrassow, Sie aber sind . . . (Ein Seufzer.) Einen Schriftsteller möchte ich ganz gerne heiraten. Er würde mir immer Verse zur Erinnerung schreiben."

„Gedichte kann auch ich Ihnen schreiben, wenn Sie wollen."

„Worüber können Sie Gedichte schreiben?"

„Ueber die Liebe, über meine Gefühle, über Ihre Augen. Die Gedichte werden so schön sein, daß Sie in Ohnmacht fallen werden! Sogar weinen werden Sie! Wenn ich ein schönes Gedicht schreibe, darf ich Ihnen dann Ihr Händchen küssen?"

„Hm, ist das aber eine große Sache! Sie können es mir auch sofort küssen."

Schtschupkin sprang auf, seine Augen traten hervor, und er beugte sich über die kleine, dicke, nach Mandelseife riechende Hand . . .

„Nimm jetzt das Bild herunter!" sprach Peplow begeistert, und er stieß die Frau mit dem Ellbogen in die Seite; sein Atem stockte: „Gehen wir! Bist du fertig?"

Es dauerte keine Minute, da riß er auch schon die Tür auf.

„Meine Kinder," murmelte er mit ausgebreiteten Armen und tränenfeuchten Augen. „Der Herr segne Euren Bund, meine Kinder. Seid glücklich und vermehret Euch . . ."

„Auch ich . . . lasset auch mich Euch segnen," weinte die Mama vor Glückseligkeit. „Werdet glücklich, meine Teuren . . . Sie nehmen mir meinen einzigen Schatz," wandte sie sich an Schtschupkin. „Seien Sie gut zu meinem Kinde . . . lieben Sie es . . ."

Schtschupkin riß vor Staunen den Mund auf. Der Einzug der Eltern war so unerwartet und kühn erfolgt, daß er in seinem Schrecken nicht ein Wort hervorbringen konnte.

„Sie haben mich eingefangen, nun sitze ich in der Tunke," dachte er für sich, halb bewußtlos vor Entsetzen. „Jetzt kannst du schon gehen, Kamerad. Das hast du gut gemacht!"

Und er neigte voller Ergebung den Kopf, als würde er sagen: „Ich ergebe mich, Ihr habt gesiegt!"

„Ich segne dich, ich segne dich," fuhr der Vater fort, und nun weinte er auch schon. „Nataschenka, mein Kind, stelle dich her, neben ihn. Petrowna, das Heiligenbild!"

Jetzt hörte der Alte plötzlich zu weinen auf, und sein Gesicht verfinsterte sich vor Zorn. „Rindvieh, mit deinem dummen Schädel!" sprach er zu seiner Frau. „Ist das ein Heiligenbild?" — „O, du großer, heiliger Gott!"

Was war geschehen? Der Professor erhob sehr furchtsam den Kopf und er sah: er ist gerettet, die Frau hatte in der Eile nicht das Heiligenbild von seinem Platz genommen, sondern das Bild des Dichters Larschetschnikow. Petrow und seine Frau standen verlegen mit dem Bild des Dichters und sie wußten nicht, was sie tun sollten . . . Der Professor aber benützte die Gelegenheit und war im nächsten Moment zur Tür hinaus . . .

(Deutsch von Grete Neufeld.)

Anekdoten vom Geld.

Im Jahre 1679 belagerten die Dänen mit einem starken Heer Hamburg. Trotz aller Anstrengungen gelang es ihnen nicht, die Stadt zu erobern, so daß sie schließlich wieder abzogen. Zum Andenken dieser Belagerung ließen die Hamburger eine Münze prägen, die auf der einen Seite die Inschrift trug:

„Der König von Dänemark ist vor Hamburg gewesen. Was er angerichtet hat, ist auf der anderen Seite zu lesen."

Auf der anderen Seite aber stand — nichts.

*

„Wie ich höre." „Wie ich höre, beabsichtigst du für die Zeitung einen Artikel über Gold und Arbeit zu schreiben. Was verstehst du eigentlich unter diesen beiden Faktoren?

„Angenommen, du borgst mir heute tausend Mark . Das ist Gold!"

„Unbedingt. —"

„Nun, siehst du!"

„Ja — und die Arbeit?"

„Um die brauchst du dich nicht bangen! Die hast du, wenn du das Geld zurückholen willst."

*

Ein Rechtsanwalt hatte für seinen Vetter einen Prozeß gewonnen. „Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll!" sagte der Vetter. „Na," meinte der Anwalt, „weißt du, seitdem die Phönizier das Geld erfunden haben, braucht man sich doch darüber nicht mehr den Kopf zu zerbrechen."

*

„In Wien," so erzählt ein Geschäftsreisender, „hatte ich kürzlich eine Zeche zu bezahlen. Weil ich nicht mehr genug Schillinge hatte, fragte ich den Kellner, ob er auch Mark nehme.

„Ober jo, Herr," sagte er, „Geld ist Geld, is olles ans!"

Er erschrak. Dann fuhr er fort:

„Bloß der Dollar, der Dollar . . ." und sah hochachtungsvoll aus.

Aber er ermannte sich wieder.

Und nahm duldsam meine Markstückeln.

Nachdem er sich beim Zusammenzählen verrechnet hatte.

Ein elfjähriger Schüler hatte einen Aufsatz über den Nutzen des Geldes geschrieben. Darin kamen die folgenden Gedankenblitze vor:

„Eine Hauptbeschäftigung des Papiers ist das Geld. Wie könnte man sein Geld zählen, wenn man kein Papiergeld hätte?"

*

In den englischen Gefängnissen werden für die gebildeten Insassen Vorträge gehalten, die sehr gut besucht sind und viel Interesse finden. Einer der Vortragenden, Dr. H. Mitchell, erzählt, daß er einmal im Zuchthaus von Pentonville über „Geld und seine Bedeutung" sprach und nachher von einem Zuhörer mit sehr sachverständigen Fragen bombardiert wurde.

„Sie scheinen mehr darüber zu wissen als ich," sagte Mitchell schließlich.

„Ich mache drei Jahre wegen Münzfälschung ab," war die Antwort.

■ Allerlei Wissen. ■

Nicht Ballonreifen, sondern Ballonfische. In seinem kürzlich bei Brockhaus erschienenen Buch: „Im Zauber mexikanischer Gewässer" berichtet Georg Hughes Banning von einem recht eigenartigen Fisch, der „Puffer" oder „Kugelfisch", der in vielen Meeren vorkommt. Es mag ein höchst ergötzliches Erlebnis gewesen sein, als Banning zum erstenmal einen solchen Kugelfisch sah. Wird er eines Tages an eine Wasserlache geführt, in der ein kleiner Fisch herumschwamm. „Wennschon wir zugeben mußten, daß es das gelbste, einfältigste, leopardengefleckteste aller Fischlein war, so erschien es uns doch nicht gar so absonderlich, denn wir hatten ja tausendfältige Wunder geschaut. Wir bemerkten zunächst nur ein seelenvolles Lächeln an ihm; es wrickte in seinem engen Behälter umher, als sei es vom Gliederreißen geplagt.

„Ganz netter Fisch," sagte ich.

„Sicher," meinte Joe. „Nimm ihn auf!"

Ich gehorchte; der Doktor grinste, ich ahnte, daß etwas geschehen würde. Ich fühlte dieses Geschehen, denn das Ding füllte allmählich meine Hand aus, sich zu doppelter Größe aufblasend. Es wurde fast kugelrund. Da ich fürchtete, es werde jeden Augenblick platzen, ließ ich es schnell wieder ins Wasser fallen. Dort lag es auf dem Rücken, mit Maul und Nase über Wasser, und trieb vorm Winde dahin wie ein glänzender Kinderballon. Joe lachte.

„Paß auf!" rief er, und während wir staunend zusahen, ließ das Fischlein das schwache Quaken eines kranken Frosches hören und verminderte seinen Umfang sofort um ein Drittel. Es quakte wieder und wurde um die Hälfte kleiner; es quakte so oft, bis es sich auf seine gewöhnliche Größe herabgequakt hatte. Dann stellte es seinen Kiel wieder gleichlastig ein und zappelte vergnügt durch die Flut."

Das Heiratsalter in England. Im allgemeinen dürfte es wohl nicht bekannt sein, daß in England die Mädchen im Alter von 12 Jahren und die Jungen mit 14 Jahren heiraten dürfen. Der „National-Frauenrat" in England hat nun auf seinem Kongreß in Bournemuth beschlossen, beim Parlament den Antrag einzubringen, daß im Gesetz die Bestimmung, daß Mädchen und Jungen im vorgenannten Alter heiraten dürfen, gestrichen und ersetzt werde durch eine neue Bestimmung, in der das heiratsfähige Alter für beide Teile auf 18 Jahre festgesetzt wird.

■ Fröhliche Ecke. ■

Die drei Brüder. Als der alte Abraham Mosenstein starb, hinterließ er seinen drei Söhnen Isaak, Leser und Moritz je 10 000 Mark. Als erster entschloß sich der Moritz, ein Schneidergeschäft aufzumachen. Die zwei andern aber wollten erst einmal vorsichtig warten und zuschauen. Moritzens Geschäft ging glänzend, und so entschloß Leser sich dazu, gleich zwei Türen weiter genau das gleiche Geschäft mit derselben Firmierung: „Mosenstein, der berühmte Schneider" aufzumachen. Endlich, als Isaak sah, daß beide Brüder florierten, entschloß auch er sich dazu, ihrem Beispiel zu folgen. Er mietete den Laden zwischen den brüderlichen Geschäften. Dann ging er zum Dekorateur, der die Ausstattung und Bemalung der Läden seiner Brüder besorgt hatte und ließ über seiner Tür ein großes Schild mit der Aufschrift anbringen: „Mosenstein, der berühmte Schneider" — Haupteingang.

Der Lippenstift. Ein kleiner Junge saß recht traurig auf der Treppe seines Vaterhauses. „Warum bist du denn so niedergeschlagen?" fragte ein gütiger Nachbar. — „Ach," antwortete der Kleine, „wenn es mir noch einmal passierte, dann würde ich den Lippenstift meiner Schwester bestimmt nicht aufessen."

Unter Kannibalen. Der Herr Pfarrer sprach in der Sonntagsschule vor den Kindern über Kannibalen und die schwere Arbeit der Missionare in jenen fremden Ländern. — „Was müssen die Missionare den Kannibalen wohl zuerst beibringen?" fragte er die Klasse. Gleich sprang ein helläugiger Junge auf und antwortete: „Sie müssen mit den Kannibalen ins vegetarische Speisehaus gehen."

Auf der Brautschau. Vater (zum Brautwerber): „Meine Tochter wünscht sich nicht ihr Leben lang an einen Idioten zu binden." Brautwerber: „Sehr richtig, mein Herr. Vielleicht ist es daher sehr angebracht, wenn ich sie Ihnen nehme."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.